

# Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e.V.

(415.) Protokoll über die Arbeitssitzung am 15. November 2002

Anwesend: **Blank**, C., Karlsruhe; **Dr. Cämmerer**, B., Karlsruhe; **Dörr**, O.; Marzzell; **Dr. Göhler**, H., Karlsruhe; **Günther**, S., Karlsruhe; **Günther**, W., Karlsruhe; **Hachel**, S., Karlsruhe; **Dr. Herrbach-Schmidt**, B., Karlsruhe; **Hirt**, P., Freiburg; **Ilg**, M., Tübingen; **Dr. John**, H., Marzzell; **Dr. Kaller**, G., Karlsruhe; **Köckert**, H., Ettlingen; **Kohlmann**, R., Karlsruhe; **Dr. Leiber**, G., Karlsruhe; **Dr. Mittelstraß**, O., Karlsruhe; **Quisinsky**, M., Freiburg; **Dr. Raabe**, M., Karlsruhe; **Dr. Rödel**, V., Karlsruhe; **Roellecke**, E., Karlsruhe; **Prof. Dr. Roellecke**, G., Karlsruhe; **Dr. Schaubert**, E., Karlsruhe; **Prof. Dr. Schindling**, A., Tübingen; **Dr. Schmidt**, R., Karlsruhe; **Dr. Schmitt**, Ch., Freiburg; **Schneider**, St., Freiburg; **Schuster**, I., Bretten; **Schuster**, O., Bretten; **Prof. Dr. Schwarzmaier**, H., Karlsruhe; **Schwarzmaier**, L., Karlsruhe; **Dr. Schwinge**, G., Durmersheim; **Prof. Dr. Smolinsky**, H., Freiburg; **Straub**, B., Karlsruhe; **Traier**, D., Karlsruhe.

Vortrag von

**Dr. Christine Schmitt**, Freiburg

Und

**Matthias Ilg**, Tübingen

Zum Thema

**Religiöse und staatliche Identitäten.  
Zwei Heilige der Erzdiözese Freiburg**

Vortrag von **Dr. Christine Schmitt**, Freiburg

über

**Bernhard von Baden**[\[1\]](#)

Wer Karlsruhe kennt, weiß, dass es hier nicht nur so ehrwürdige und seriöse Institutionen wie ein Generallandesarchiv und eine Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde gibt, sondern auch ein Wildparkstadion und eine „Landesvereinigung Baden in Europa“. Im Wildparkstadion wird der nicht immer gut disponierte KSC durch lautstarkes Absingen des Badnerliedes angefeuert. Die Landesvereinigung Baden in Europa hat sich zum Ziel gesetzt,

gegen jedwede imperialistischen Übergriffe von schwäbischer Seite zu protestieren. Beides geschieht mit einem Patriotismus, der nicht immer nur augenzwinkernd gemeint ist. Obwohl das Land Baden-Württemberg viel Geld in eine Imagekampagne gesteckt hat und gerade jetzt im Jubiläumsjahr die gemeinsame Geschichte betont, ist eine baden-württembergische Identitätsbildung bisher nur anfanghaft zustande gekommen.

Angesichts der Überlegungen, warum dies so ist, stellt sich die Frage, wie in der Vergangenheit ein solcher Vorgang für Baden funktionieren konnte. Betrachten wir die Ausgangssituation des 1806 in den heutigen Grenzen abgesteckten Großherzogtums Baden, so wurde dieses langgezogene Gebilde in erster Linie durch Inhomogenität bestimmt. Neben Gebieten der Markgrafschaft Baden formierten Teile Vorderösterreichs und der Pfalz das neue Staatsgebilde. Dessen sicheres Überstehen des Wiener Kongresses hat Wolfgang Hug treffend beschrieben: „Das Geschöpf Napoleons erwies sich als brauchbarer Faktor zur Friedenssicherung im neugeordneten Europa. Es verdankte seine erneuerte Existenz freilich nicht eigener Stärke und Leistung oder gar einer Option des Volkes[2]“.

Neben der staatlichen wurde auch eine kirchliche Neuordnung vollzogen. Das Erzbistum Freiburg, das in diesem Jahr sein 175jähriges Bestehen feiert, wurde 1827 aus Teilen von sechs Bistümern errichtet. Neben Konstanz und Speyer waren dies Straßburg, Mainz, Worms und Würzburg, die je eigene kirchliche Traditionen und Mentalitäten einbrachten. Die Protestanten, die circa ein Drittel der Bevölkerung ausmachten, teilten sich in Lutheraner und Calvinisten auf; die Zahl der Juden und Jüdinnen wird auf 20000 geschätzt. Religion und Konfession konnten also in den ersten Jahrzehnten keinesfalls die noch fehlende Identifikation mit dem neuen Staat substituieren, wenn sie nicht sogar, wie Hug meint, eine Belastung darstellten[3]. Verschiedentliche Versuche zu klären, worin die Ursachen eines im 19. Jahrhundert zweifellos nachweisbaren Zusammengehörigkeitsgefühl zu suchen sind, führen entweder die Verfassung von 1818 oder aber die moderne und straffe Verwaltung an[4]. Einer frühen, also bereits in der ersten Jahrhunderthälfte angesetzten Identitätsausprägung ist jedoch mit Skepsis zu begegnen. Vielmehr leuchtet die These ein, Baden sei die „Schöpfung eines Fürstenhauses[5]“. Diese Schöpfung ist nicht mit der Gründung des Großherzogtums gleichzusetzen. Während der ersten Jahrzehnte machten sich die Großherzöge Karl (1811-1818) durch seinen mangelnden Arbeitswillen und Ludwig (1818-1830) durch seinen repressiven Stil unbeliebt. In die Regierungszeit von Großherzog Leopold (1830-1852) fiel die Badische Revolution von 1848, die er mit Hilfe preußischer Truppen niederschlagen ließ.

Erst mit Großherzog Friedrich I. kehrte eine gewisse Stabilität ein, die nicht nur autoritär erzwungen wurde, sondern schon von Beginn an von einer breiteren Akzeptanz getragen wurde. Zwar kämpfte er noch gegen Zweifel an der Legitimität seiner Regentschaft wegen der Kaspar-Hauser-Gerüchte, der Ruf aufgeschlossen, modern und vor allem besonnen zu sein, verschaffte ihm jedoch von vorn herein Respekt in verschiedenen Lagern. Der Abzug der Preußen und die von Friedrich verfügte Amnestie beschwichtigten die politische Lage.

Aus der Perspektive der katholischen Kirche konnte von einem entspannten Verhältnis noch lange nicht die Rede sein. 1851 wandten sich die Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz an ihre jeweiligen Regierungen und verlangten Freiheit für die Kirche, konkret die Leitungsbefugnis über ihre eigenen Angelegenheiten[6]. Dazu waren beispielsweise das Stellenbesetzungsrecht, die Priesterausbildung, Verfügung über Stiftungsvermögen und Schulhoheit zu zählen.

Die kollidierenden Machtansprüche eskalierten im sogenannten Trauerkonflikt. Hermann von Vicari, von 1843 bis 1868 Freiburger Erzbischof, verbot die vom Karlsruher Oberkirchenrat für den verstorbenen Großherzog Leopold angeordneten Seelenämter, da für Protestanten nach kanonischem Recht lediglich Gedächtnisfeiern vorgesehen waren. Kleriker, die dem Erzbischof nicht Folge leisteten, wurden zu Strafexerzitionen verdonnert. Auch in weiteren Punkten versuchte der betagte Erzbischof, dem Kirchenrecht Geltung zu verschaffen. Der Kirchenstreit gipfelte in Exkommunikation von Beamten vonseiten Vicaris, während der Großherzog den Erzbischof unter Hausarrest setzen ließ.

Letztlich gelang es, den Konflikt beizulegen. Die badische Regierung und die katholische Kirche waren auf einander angewiesen und verfolgten ähnliche Ziele. Gemeinsam war beiden die aus der 48er Revolution resultierende Furcht vor Anarchie.

Die folgenden Ausführungen sollen darlegen, dass zur Bestimmung des Staat-Kirche-Verhältnisses nicht nur primäre politische Akte wie der eben erwähnte Trauerkonflikt oder die Konvention von 1859 heranzuziehen sind. Sowohl seitens des Erzbischofs als auch des Großherzogs finden sich Aussagen und Handlungen, welche die Autorität des anderen stützen und legitimieren. Als ein personifiziertes Bindeglied zwischen beiden kann der selige Markgraf Bernhard von Baden, genauer gesagt seine literarische Gestalt, angesehen werden.

Bernhard II. von Baden[7] wurde Ende 1428 oder Anfang 1429 auf Burg Hohenbaden bei Baden-Baden als zweiter Sohn des Markgrafen Jakob I. von Baden (1407-1453) und seiner

Frau Katharina von Lothringen (gestorben 1439) geboren. Sein älterer Bruder Karl I. (1427-1475) übernahm nach dem Tod des Vaters zusammen mit Bernhard die Regentschaft und heiratete Katharina von Österreich, die Schwester König Friedrich III., während die jüngeren Brüder Johannes, Georg und Markus in den geistlichen Stand traten und Erzbischof von Trier, Bischof von Metz beziehungsweise Domherr zu Straßburg wurden. Bernhards Schwester Margarethe (1431-1457) ehelichte Albrecht Achilles Markgraf von Brandenburg; eine zweite Schwester verstarb früh und ist nicht namentlich bekannt.

Aktenkundig wird Bernhard zunächst als Begleiter seines Vaters und älteren Bruders bei verschiedenen Verhandlungen und Belehnungen. Von 1442 bis 1445 weilte er in Angers am Hof Renés von Anjou, der mit Isabelle, der Schwester von Bernhards Mutter Katharina verheiratet war. Möglicherweise hielt Bernhard sich zu Ausbildungszwecken zeitweise auch am Hof König Karl VII. von Frankreich auf. Urkundlich nicht belegt ist die angebliche Verlobung Bernhards mit dessen Tochter Madeleine, die jedoch nicht zur Heirat führte.

Im Krieg der oberdeutschen Fürsten mit den freien Reichsstädten unterstützt Bernhard 1449 zunächst seinen Schwager Albrecht von Brandenburg gegen Nürnberg und kämpft dann als Verbündeter Ulrichs von Württemberg gegen Eßlingen.

1453 unterzeichnet Bernhard in Angers den Subsidienvertrag Renés mit der Republik Florenz und Herzog Francesco Sforza von Mailand und kämpft selbst in Oberitalien an der Seite Sforzas.

Im selben Jahr stirbt Markgraf Jakob, so dass nun Karl und Bernhard gemäß dem Erbfolgevertrag von 1380 gemeinsam die Regierung übernehmen. 1454 überträgt Bernhard befristet auf zehn Jahre die Regierung seines Landesteils (Pforzheim mit umliegenden Dörfern, Stein, Murgtal, Liebenzell, Altensteig) seinem Bruder Karl. Vom folgenden Jahr an hält er sich hauptsächlich am kaiserlichen Hof in Wiener Neustadt auf, wo er den Titel eines kaiserlichen Rats führt. Für den Regierungsverzicht werden keine Gründe angegeben, am wahrscheinlichsten scheint, dass Karl und Bernhard sich die Regierungsaufgaben aufteilten und Karl „mehr die Verwaltung Badens, Bernhard mehr die Vertretung beim Kaiser versah[8]“.

1458 bricht er zu einer Italienreise auf, deren Grund nicht bekannt ist und von der er nicht mehr zurückkehrt. Nachdem zunächst zwei seiner Begleiter tödlich erkrankten, stirbt Bernhard am 15. Juli 1458 in Moncalieri bei Turin an der Pest.

Bereits aufgrund der Trauerrede, die Bernhards Beichtvater Johannes Herrgott in der Kirche von Moncalieri hielt, soll sich das erste Krankenheilungswunder ereignet haben. Bernhards Grab wurde daraufhin zu einer lokalen Wallfahrtsstätte. Papst Pius II. äußert noch 1458 oder 1459 die in der Bernhardsliteratur vielzitierten Worte, Bernhard sei nicht ohne den Ruf der Heiligkeit aus dem Leben geschieden[9].

Um 1480 wurde in Moncalieri mit einem Informativprozeß begonnen. Zur selben Zeit wird die Bernhardsverehrung in liturgischer Form in der markgräflichen Familie gebräuchlich[10].

Während der Amtszeit von Äbtissin Margarethe von Baden, der Tochter Markgraf Karls, also vor 1496, wird im badischen Hauskloster Lichtenthal eine Statue Bernhards aufgestellt. Dadurch wurde Bernhard im Bewusstsein verankert und „nahm die Öffentlichkeit an der Verehrung teil[11]“. Ein weiterer Schritt in diese Richtung ist die Prägung von Münzen mit der Figur Bernhards, von denen die älteste Fassung bereits die Umschrift „BEAT[US] BERNHARD[US] MARC[HIO]“ trägt. Ein Exemplar davon kann im Badischen Landesmuseum im Karlsruher Schloss besichtigt werden.

Von einer eigentlichen Bernhardsverehrung kann aber nur im Kloster Lichtenthal und am markgräflichen Hof ausgegangen werden[12]. Seit Ende der 1560er Jahre laufende Bemühungen, eine Seligsprechung Bernhards zu erreichen, hatten Erfolg: am 16.9.1769 datiert das Dekret von Papst Clemens XIV. Mit dem Tod Markgraf August Georgs erlosch 1771 die katholische Linie Baden-Baden; deren Herrschaft ging gemäß dem Erbvertrag von 1765 an die seit 1556 protestantische Linie Baden-Durlach über. Die Seligsprechung hatte für August Georg eine offen thematisierte symbolische Bedeutung, indem sie nämlich der nach seinem Tod protestantisch regierten katholischen Bevölkerung einen himmlischen Schutzpatron hinterließ.

Auch als Seliger wurde Bernhard im 18. und 19. Jahrhundert nie außerhalb des Kontext des Hauses Baden gesehen. Wenn beispielsweise Abt Steyrer von St. Peter die Bemühungen um die Seligsprechung Bernhards unterstützt und 1776/1777 sein Fest in seinem Kloster einführen möchte, ist dies als „Versuch, sich das Wohlwollen des Markgrafen zu erhalten[13]“ zu deuten.

Mit der Gründung der Erzdiözese Freiburg dehnte sich, salopp formuliert, auch Bernhards Zuständigkeitsgebiet als himmlischer Fürsprecher aus. Er wurde neben den Bistumspatronen Konrad und Maria (den Patronen der ehemaligen Bistümer Konstanz und Speyer, die den

größten Teil der neuen Diözese stellten) zum Landespatron des badischen Anteils ernannt (vom hohenzollerischen Landespatron haben wir bereits gehört).

Das Patronat hatte wohl zunächst formalen Charakter bis 1858 der 400ste Todestag Bernhards begangen wurde. Erzbischof Hermann von Vicari ordnete im Amtsblatt dessen liturgische Feier für den badischen Teil der Diözese an. Es kann davon ausgegangen werden, dass in den Gemeinden das Hochamt feierlich zelebriert und das vorgeschriebene Gebet verrichtet wurde, größere Aufmerksamkeit ist jedoch nicht belegt. Ausnahmen bilden die Zisterzienserinnenabtei Lichtenthal als badisches Hauskloster, sowie Rastatt und Baden-Baden. Die Städte am Fuß der Burg Hohenbaden reicherten die kirchliche Pflicht um eine weltliche Kür an. In Baden-Baden wurde das Glockenläuten am Vorabend des Festes von Böllerschüssen begleitet, der Stadtrat wohnte offiziell der Prozession bei, Kirche, Rathaus und Straßen wurden geschmückt und das Alte Schloss mit bengalischem Feuer beleuchtet[14]. Über die Jubiläumsfeier in Rastatt wissen wir, dass Gebäude und Straßen nicht nur grün bekränzt, sondern auch mit badischen Festfahnen geschmückt waren. Die Prozession wurde vom katholischen Teil der Behörden und des Gemeinderats begleitet, sowie „von dem k.k. österreichischen Militär als Spalier nächst dem Sanctissimum, voran die Musik des hiesigen Pompierscorps, die Knaben mit Schärpen in den Landesfarben geschmückt, und die Mädchen mit weißen Kleidern und Lilien der Unschuld in der Hand[15]“. Der Bericht im „Freiburger katholischen Kirchenblatt“ spricht von „religiös-patriotischer Begeisterung“.

Die Feier des Bernhardsfestes politisch im Sinne einer Huldigung an den Regenten auszurichten, war keineswegs eine Idee aus Baden-Baden oder Rastatt. Schon der Erlass von Vicaris gibt eine solche Interpretation vor. Er spricht darin vom seligen Bernhard als dem „glorreichen Landespatronen, welcher der erhabenen althehrwürdigen Familie unseres noch blühenden durchlauchtigsten Regentenstammes angehört[16]“. Das Gebet, das am Festtag in allen Gottesdiensten gesprochen werden soll, schließt den Großherzog ein, aber auch die allgemeinere Bitte an Gott: „verleihe allen Obrigkeiten Weisheit, Gerechtigkeit und Güte, allen Unterthanen den Geist der Zucht und des Gehorsams, Sinn für Wahrheit, Recht und christliche Ordnung“. Allen Differenzen, die der Erzbischof mit dem Großherzog hatte, zum Trotz steht die Legitimität von dessen Regierung keineswegs zur Disposition. Im Gegenteil offenbarten sich hier von Vicaris aus der Revolution resultierende Ängste vor anarchistischen Bewegungen und Demokratisierungsbestrebungen.

Die politisch konsolidierende Wirkung der Bernhardsverehrung wird auch in anderen Artikeln und Schriften deutlich, die anlässlich des Jubiläums von 1858 und im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts erschienen sind. Bernhards Vorbildhaftigkeit orientiert sich an monastischen Idealen, das heißt er wird als gehorsam gegenüber Eltern und militärischen Vorgesetzten geschildert, als keusch und freiwillig ehelos, sowie als dem Mammon abgeneigter Wohltäter der Armen und Untergebenen.

Für den hier behandelten Zusammenhang sind die Texte besonders aufschlussreich, die sich mit Bernhards Familie beschäftigen. So schreiben beispielsweise die Autoren des Büchleins „Bernhard der Heilige“ von 1858 von „der erlauchten Fürsten-Familie, welcher unser geliebter Landespatron entsprossen ist“: „Welche Einfalt der Sitten, welche Mäßigkeit mitten im Überfluß, welche Enthaltbarkeit, nur um den Bedürfnissen der Unterthanen [...] steuern zu können; wie findet die erhabene Mutter ihre Lust und Erholung an der weisen Erziehung ihrer Kinder und an den herrlichen Erfolgen derselben, oder an den Freuden gottgefälliger Wohltätigkeit und Religiosität[17]“. Jeden Morgen bete die Familie „für sich und ihre größere Familie, alle ihre Landeskinder[18]“. Diese stark idealisierte Darstellung der Familie Bernhards hat vermutlich drei Gründe: einmal eine schmeichlerische Absicht gegenüber der aktuellen Regentenfamilie, zum anderen eine Inpflichtnahme eben dieser Familie, genauso christlich zu handeln, zum dritten und das wohl am eindeutigsten als Ermahnung für die gesamte Leserschaft, sich dieses Vorbild zu Herzen zu nehmen.

Insgesamt zeigt die Untersuchung der zwischen 1858 und 1907 in deutscher Sprache erschienenen Literatur über Markgraf Bernhard von Baden, dass über den gesamten Zeitraum eine relativ große Kontinuität der Darstellung auszumachen ist. Obwohl verschiedene literarische Genera vorliegen, gibt es neben dem seligen Bernhard eine weitere Person, der alle Texte verbunden sind, nämlich Großherzog Friedrich I. von Baden. Kein Autor versäumt es, Friedrich lobend zu erwähnen. Odilo Ringholz, aus Baden-Baden stammender Benediktiner in Einsiedeln, widmet ihm sein Bernhardsbuch, die 1892 erschienene erste wissenschaftliche Biographie des Seligen. Es ist in keinster Weise selbstverständlich, dass der amtierende Großherzog, der nicht in direkter Linie von Bernhard abstammte und noch dazu Protestant war, in der Bernhardsliteratur überhaupt eine Rolle spielt. Umgekehrt lässt sich dagegen sagen, dass sich der Aufschwung der Bernhardsverehrung im genannten Zeitraum auch an der Person Friedrichs festmachen lässt. Die Verknüpfung des Seligen mit dem Großherzog wird von diesem dadurch unterstützt und gefördert, dass er zahlreiche Abbildungen und Statuen Bernhards für katholische Kirchen stiftet. Einige Beispiele hierfür seien genannt: 1858 eine

Statue für das nördliche Seitenportal des Konstanzer Münsters, 1868 ein Bildfenster im Chor der Stiftskirche in Baden-Baden, 1886 eine Glocke für die Kirche St. Peter und Paul in Mühlburg und 1891 eine Statue für die Stadtkirche in Pforzheim. Gerade bei der Glocke in Karlsruhe-Mühlburg offenbart der Glockenspruch den Marketingwert für den Großherzog: „Bernhard künd durch dein Geläute, dass dein Enkel Gott zum Preise, einst aus Frankreichs Siegesbeute uns geschenkt die Glockenspeise[19]”.

Von besonderer Bedeutung ist schließlich der Bau der Kirche St. Bernhard in Karlsruhe. Bereits die erste katholische Kirche in Karlsruhe sollte durch die Wahl des Patroziniums St. Stephan in Anlehnung an Großherzogin Stephanie die Verbindung zwischen der katholischen Bevölkerung und dem Fürstenhaus ausdrücken. Als nun der Großherzog der katholischen Gemeinde einen Kirchenbauplatz an städtebaulich exponierter Stelle schenkte, wählte der Stiftungsrat das Patrozinium des seligen Bernhard. In der Ansprache bei der Grundsteinlegung, die 1896 in Anwesenheit des großherzoglichen Paares stattfand, heißt es:

„Freude und Stolz erfüllt heute die katholische Kirchengemeinde der Residenz, da Euere Königlichen Hoheiten zum erstenmale diesen Bau betreten, um festzufügen den Grundstein der Kirche, die in dankbarer Erinnerung an die hochherzige Schenkung des Baugrundes durch Euere Königliche Hoheit Allerhöchstihrem Ahnherrn, dem seligen Markgrafen Bernhard von Baden gewidmet sein soll. Möge der Selige gütig-mild auf die Feier herabblicken, die heute sich hier vollzieht, möge er schirmend und segnend seine Hände ausbreiten über seinen erlauchten Enkel und möge er auch segnen diese Gemeinde, damit dieselbe wie bisher so allezeit unentwegt feststehe in der Treue zu ihrem angestammten Fürstenhause und nie ausweiche aus den Bahnen ehrerbietiger Dankbarkeit gegen alle seine Glieder![20]”.

Der ‚Badische Beobachter‘ schreibt, neben der Funktion Bernhard als Schutzpatron des Großherzogstums sei für seine Wahl auch der Gedanke maßgeblich gewesen sein, dem Großherzog in einer auch noch für die Nachkommen erkennbaren Weise den schuldigen Dank auszudrücken[21]. Die Bernharduskirche wurde also zu Ehren des Großherzogs dem Patrozinium des seligen Bernhard anvertraut. Die Bezeichnung Friedrichs als Enkel ist historisch unrichtig und weist darauf hin, dass eine Betonung der Verbindung der beiden intendiert wird. Clemens Rehm ist daher zuzustimmen, wenn er die Bernharduskirche als „Versöhnung in Stein” und als Symbol der Beendigung des Kulturkampfes bewertet.

Die zahlreichen Stiftungen von Bernhardsdarstellungen, die Friedrich auf die Dauer seiner gesamten Regierungszeit verteilt macht[22], können nicht einfach als Zeugnis seiner Verehrung

für den Seligen bewertet werden, wie dies immer wieder, zuletzt durch Anna Maria Renner 1953[23], geschah. Es lässt sich wohl kaum eruieren, was Friedrich, der angeblich eine Statuette Bernhards auf dem Schreibtisch stehen hatte[24], wirklich mit seinem seligen Verwandten verband. Zwei Dinge gilt es jedoch zu berücksichtigen. Zum einen hatte Toleranz gegenüber katholischer Religionsausübung seit der Vereinigung der beiden badischen Linien im Haus Baden Tradition, zum anderen war es für Friedrich, wenn er der katholischen Bevölkerungsmehrheit etwas zuwenden wollte, unverfänglicher und für Protestanten weniger anstößig eine Bernhardsdarstellung zu wählen als beispielsweise ein Marien- oder Herz-Jesu-Bild. Dem ästhetischen Empfinden sowohl von Romantik als auch Historismus kam eine Ritter- oder Kreuzfahrerdarstellung sehr entgegen. Und nicht zuletzt wurde ja mit jeder Bernhardsdarstellung ein badisches Wappen an exponierter Stelle angebracht, was stets an den Spender erinnerte und die Eigenwerbung im sakralen Raum positionierte, also einer traditionellen Strategie der Herrschaftsrepräsentation entsprach. Stimmt man der Ansicht zu, Friedrichs nationale Orientierung und sein protestantisches Kirchenverständnis bestimmten ihn dabei, „den kulturellen Einsatz der katholischen Kirche als ultramontan orientierten und dem Deutschtum entfremdenden Einfluß zu beurteilen[25]“, dann könnte die Stiftung von Bernhardsdarstellungen in und an katholischen Kirchen auch eine von Friedrich intendierte Betonung der Vereinbarkeit von badischer (und damit deutscher) und katholischer Identität und Selbständigkeit sein. So ist es auch kein Widerspruch, wenn Friedrich selbst 1876 auf dem Höhepunkt des Kulturkampfes ein Bernhardsfenster für die Pfarrkirche in Freiburg-Zähringen stiftete. Betrachtet man den Fall der Bernhardskapelle in Immeneich bei St. Blasien, wird die Absicht Friedrichs besonders deutlich. Dort hatte er nach einem Brand einen Kapellenneubau finanziert, offensichtlich um Einwohnerschaft zu belohnen, die sich durch geringen Kirchenbesuch und nationalliberale Gesinnung auszeichnete. Die Immeneicher bedankten sich durch den Wechsel des Patroziniums und nannten ihr Gotteshaus fortan Bernharduskapelle.

Betrachtet man die Texte, die Bernhard von Baden zum Thema haben, so fällt die Geschlossenheit der Wertschätzung des Hauses Baden auf, die immer einen Bezug auf den derzeitigen Regenten einschließt. Dieses Phänomen, deutet zum einen darauf hin, dass zumindest die Autoren ein positives und patriotisches Verhältnis zum Land Baden entwickelt haben, zum anderen, dass es Friedrich gelungen ist, sich selbst als nicht katholikenfeindlich zu propagieren, ein Bemühen, das er neben den Bernhardsstiftungen auch durch politische Aktionen wie die Entlassung des Staatsministers Julius Jolly als Sündenbock für das Simultanschulgesetz zum Ausdruck brachte. Generell scheint dem Großherzog an katholischer

Religionsausübung abseits von Zweckdenken gelegen gewesen zu sein. Solange Friedrichs Einstellung zum Katholizismus jedoch nicht erforscht ist – man kann sie schließlich nicht nur am Kulturkampf festmachen – kann auch seine Förderung des Bernhardsgedenkens nicht bewertet werden.

Was sich hingegen eindeutig erkennen lässt, ist eine Zäsur in der Bernhardsliteratur, die mit dem Tod des Großherzogs 1907 zusammenfällt. Wie anhand der nach diesem Ereignis entstandenen Texte gezeigt werden kann, erfolgt seit 1908 eine Ausdifferenzierung der Motive in der Literatur. Das bedeutet, die Texte konzentrieren sich häufig auf einen oder wenige Aspekte von Bernhards Vorbildcharakter. Es wird ersichtlich, dass die badische Herkunft Bernhards explizit weniger oder gar nicht thematisiert wird. Dies führt zu folgender Überlegung: das Ende der langen Regierungszeit Friedrich I., die von 1852 bis 1907 dauerte, markiert weniger einen politischen als vielmehr emotionalen Einschnitt im Erleben der badischen Bevölkerung. Friedrich hatte sich eine breite Basis der Sympathie erworben. Er hat es verstanden, „den Identifikationsprozess des Einzelnen mit dem großherzoglichen Haus zu fördern, und hat dadurch ein badisches Heimatgefühl erst entstehen lassen, das es bis zu diesem Zeitpunkt nicht gegeben hatte“ [26]. Darüber hinaus wurde Friedrich mit einer als erfolgreich empfundenen Epoche der Geschichte eng verknüpft. Besonders deutlich wird dies noch zu Lebzeiten Friedrichs von Wilhelm Martens benannt, der anlässlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums 1902 schreibt: „Die Zahl der Männer, die einst in führender Stellung mitgewirkt haben am Bau unseres herrlichen deutschen Reiches, schmilzt mehr und mehr zusammen. Der alte Kaiser Wilhelm, der Kaiser Friedrich, Bismarck, Moltke und so manche andere Größe unserer ruhmvollen jüngsten Vergangenheit -, sie leben alle nur noch in der Erinnerung der dankbaren Nachwelt. Großherzog Friedrich aber steht noch da als lebendiger Zeuge jener Tage; [...]“ [27].

Der Großherzog hatte nicht nur formal, sondern auch im Bewusstsein der Menschen als Integrationsfigur badischer Identität gewirkt. Sein Tod in Verbindung mit der abnehmenden politischen Bedeutung Badens hinterließ das Gefühl einer zu Ende gegangenen Ära, der eine Zeit folgt, die die Blicke weniger auf Baden und den badischen Regenten konzentriert. Ein Weniger an badischem Wir-Gefühl führte so zu einem Mehr an Pluralität der Bernhardsliteratur. Ein Weniger an Verknüpfung Bernhards mit den aktuellen Angehörigen des Hauses Baden eröffnete eine größere Bandbreite an mit Bernhard verbundenen Assoziationen.

An dieser Stelle lohnt sich ein Blick über die badischen Grenzen hinaus – nicht nur nach Hohenzollern, sondern auch nach Österreich: In der Literatur des 20. Jahrhunderts wird Bernhard immer wieder mit anderen Heiligen in Verbindung gebracht, in erster Linie mit Aloysius von Gonzaga und weiteren Jugendpatronen. Für den Zeitraum von 1858 bis 1907 lässt sich das nicht beobachten. Dies dürfte seinen Grund darin haben, dass ja gerade der Aspekt des „vaterländisch-religiösen“ an Bernhard herausgestellt werden soll, Bernhard also als badisches Eigengewächs besondere Bedeutung erlangt.

Dass andere Heilige nicht erwähnt werden, heißt aber nicht, dass es keine Parallelen gibt. Die frappanteste ist sicher die mit der Verehrung des heiligen Leopold III., Markgraf von Österreich [28]. Leopold wurde als ‚pius marchio‘ 1485 heiliggesprochen und 1663 zum Landespatron von Niederösterreich ernannt. Nachdem die Verehrung des Heiligen sehr zum Erliegen gekommen war, wurde seit Mitte, verstärkt aber Ende des 19. Jahrhunderts, vor allem durch den Impuls der Vierhundertjahrfeier der Heiligsprechung 1885, versucht, den Kult und die Wallfahrt zum Grab des als Landesvater Bezeichneten in Klosterneuburg wiederzubeleben. Auf einer Priesterversammlung 1901 wurde dazu ein Maßnahmenkatalog mit 30 Punkten erarbeitet. An dessen erster Stelle steht die Verbreitung eines „sehr populär gehaltene[n] und billige[n] Lebensbild des hl. Leopold“. Darüber hinaus werden das Aufhängen von Bildern, sowie Wallfahrten, Predigten, Kirchenpatronate, Prozessionen, Lieder, Katechesen, Taufnamensgebung, Andachtsbildchen und Farbdrucke, Artikel in katholischen Blättern und vieles andere als geeignete Medien nahegelegt. Besonders interessant ist es, dass Leopold den Männer- und Jünglingskongregationen als zweiter Patron angeraten wird und diese sich auch dramatisch, also in Form von Theaterstücken, mit ihm auseinandersetzen sollen. Als letzter Punkt wurde die Einrichtung eines ständigen Komitees zur Koordination der Aktivitäten angeregt und beschlossen [29]. Franz Ortner fasst zusammen, welche Tugenden an Leopold besonders hervorgehoben wurden, und man meint, einen Text über Bernhard von Baden zu lesen:

„Frömmigkeit und Gottesfurcht schon in früher Jugend, Demut, Gebetseifer und Betrachtung, Friedfertigkeit und Gerechtigkeit, Gehorsam gegen die Kirche, sowie Klugheit und Treue. Er verschmähte Prunk, Eitelkeit und Weltgenuß und liebte die Einsamkeit des Klosters. Diese seine Tugenden machten umso mehr Eindruck, als bei den Herrschern die Gefahr für Luxus und Ausschweifung infolge ihrer Macht viel größer war und man von einem Herrscher ein luxuriöses Leben gewohnt war. Seine Bedeutung als Heiliger dürfte jedoch vorwiegend seiner Stellung als Schutzpatron seines Landes zuzuschreiben sein. Ist doch vor allem ein heiliger

Herrscher ein idealer Fürsprecher für sein Land. Denn, so argumentierte man, wenn schon hier auf Erden all seine Sorge Gott und dem Wohl des Vaterlandes galt, wie könnte er dann im Himmel sein Land und seine Leute vergessen, besonders dann, wenn man ihn anruft. Es wurde daher in der Literatur immer wieder darauf hingewiesen, daß Wien seine Hilfe von oben nicht vergessen möge [30]”.

Ein besonders interessanter Text ist die Festpredigt zur Vierhundertjahrfeier der Heiligsprechung Leopolds 1885 von Albert Riesch. Der bei der Feierlichkeit anwesende Kaiser habe das Fest als ein kirchliches und patriotisches bezeichnet [31]. Riesch versucht im Verlauf der Predigt umfänglich nachzuweisen, warum dies zutreffend sei, und kommt zu dem Ergebnis: Leopolds „Frömmigkeit war echt, darum war es auch sein Patriotismus, - und so ist auch jetzt noch jeder wahre Katholik ein wahrer Patriot; und je treuer die Anhänglichkeit desselben an die Kirche ist, desto inniger ist auch seine Liebe zum Vaterlande”! [32]

Floridus Röhrig sieht die Leopoldsverehrung als vom Volk mitgetragen an; es habe ihr von Anfang an ein patriotisches Element innegewohnt, so dass der Kult auch während der protestantischen Zeit Klosterneuburgs „als ein Symbol des Landesbewußtseins” in gewissen Grenzen weiterbestand. Dieses patriotische Element sei in der Gegenreformation bewusst eingesetzt worden, um das Land zur alten Kirche zurückzuführen und in der „barocken Staatsmystik des Hauses Österreich” habe es dann seine höchste Steigerung erfahren [33]. In seinem nationalen Patron, bevorzugt ein Fürst, sah ein Volk „gewissermaßen seine eigene Identität verkörpert.” [34]

Die Parallelen mit der Verehrungsgeschichte Bernhards sind ebenso evident wie sich zugleich auch Unterschiede festmachen lassen. Die Bedeutung des seligen Bernhard von Baden darf sicherlich weder für Baden noch für die katholische Kirche überschätzt werden. Sein Bekanntheitsgrad war zumindest im 19. Jahrhundert relativ gering – was von seinen Verehrerinnen und Verehrern immer wieder beklagt wurde. Am historischen Umgang mit seiner Person lässt sich dennoch viel über das wechselseitige Verhältnis von Großherzog Friedrich und der katholischen Kirche ablesen. Gleichzeitig wird deutlich, dass und wie badische Identität und badisches Zusammengehörigkeitsgefühl von kirchlicher und weltlicher Obrigkeit gewünscht und gelenkt wurden.

Erlauben Sie mir noch einen kleinen Ausblick auf die Bernhardsliteratur des 20. Jahrhunderts.

Wie ich bereits angedeutet habe, erfolgt seit 1908 eine breite Ausdifferenzierung der Motive in der Bernhardsliteratur. Bernhards Ehelosigkeit prädestinierte ihn für eine Rolle als Keuschheitsidol für Jungmänner.

*Folie mit Erläuterung eines Beuroner Andachtsbild*

Rund um das Jubiläum von Bernhards 500. Geburtstag 1928 und damit gegen Ende der Weimarer Republik wurde der Markgraf mit männlich-heldenhaften Zügen versehen. Damit sollte im gesellschaftlichen und ideologischen Umfeld einer Vergötzung des Maskulinen innerkirchlich und nach außen demonstriert werden, dass sich Katholizismus und Männlichkeit nicht widersprechen.

*Folie mit Erläuterung einer Bernhardsdarstellung von Hans Franke*

In den 50er Jahren schließlich erreichte eine weitere seit den 20er Jahren übliche Deutung ihren Zenit. Die angeblichen Versuche Bernhards, für einen Kreuzzug gegen die Türken zu werben, seien Vorbild im Kampf gegen den gegenwärtigen Feind aus dem Osten, nämlich Bolschewisten und Kommunisten.

Die Vereinigung von Baden und Württemberg zu einem gemeinsamen Bundesland hätte Anlass bieten können, erneut einen badischen Landespatron um Hilfe zu anrufen. Aus gutem Grund ist dies unterblieben. Die Bestrebungen, eine Heiligsprechung Bernhards zu erreichen, waren auf ihrem Höhepunkt angelangt. Im Gegensatz zur Seligsprechung, die die Verehrung einer Person regional oder auf eine Gemeinschaft begrenzt erlaubt, wird bei der Kanonisation die Bedeutung für die Weltkirche bestätigt. Bernhard musste also in großen weltgeschichtlichen Zusammenhängen interpretiert werden und engen Grenzen des heimatlichen Baden überwinden. Die Heiligsprechung wurde nicht erreicht. Heute spielt die Bernhardsverehrung mit Ausnahme der ihm besonders verbundenen Orte und Pfarreien keine Rolle mehr. Der historische Bernhard ist derselbe geblieben, geändert haben sich kirchliche und politische Umstände sowie gesellschaftliche Ideale. Es trifft auf das Nachleben Bernhards von Baden zu, was der Kirchenhistoriker Karl Suso Frank über Pelagius geschrieben hat:

„Nicht das, was ein Heiliger einmal wirklich gewesen ist, oder auch nur vermeintlich war, begründet sein Ansehen und seine Bedeutung, sondern das, was die Geschichte aus ihm gemacht hat.“

Vortrag von **Matthias Ilg**, Tübingen

über

Fidelis von Sigmaringen (1578-1622),  
ein späthumanistischer Märtyrer-Heiliger  
aus dem Geist der „vorderösterreichischen Kulturlandschaft“

Die entscheidenden Charakteristika des Konfessionellen Zeitalters, nämlich eine klare Abgrenzung gegen „Irrlehren“ vorzunehmen, die bis zum Fanatismus gesteigerte Bereitschaft, für die eigene Glaubenswahrheit einzustehen und die damit einhergehende Kompromisslosigkeit gegenüber dem konfessionellen Gegner bildeten das Bedeutungsgeflecht und den Sinnhorizont, in dem sich der Märtyrerkult des 1622 von reformierten Bauern erschlagenen Kapuzinermissionars Fidelis von Sigmaringen entwickelte und bewegte.

Dem katholischen Bekenntnis entgegen allen Anfechtungen treu zu bleiben, war die unmissverständliche Botschaft des vor dem Hintergrund der Auseinandersetzungen mit dem Protestantismus entworfenen und geförderten Märtyrerkultes an seine Anhänger. Untrennbar verbunden war damit aber auch die im Sinne des frühmodernen Staatsgedankens zukunftsweisende Vorstellung von Gehorsam und „Fidelität“ gegenüber katholischen Obrigkeiten. Wie kaum ein anderer Heiligenkult war der um den Märtyrer Fidelis von Sigmaringen entsprungene dazu geeignet, eine geistige Verschmelzung mit dem frühmodernen Staatsgedanken und seinem auf Sozialdisziplinierung und Konfessionalisierung ausgelegten Wesenskern einzugehen.

Die dem Kapuziner Märtyrer wegen seiner Namenswahl mit auf den Weg gegebenen Worte aus der Offenbarung des Johannes *esto fidelis usque ad mortem, et dabo tibi coronam vitae* (Offb 2,10) gingen nicht nur als an die Gläubigen gerichtete Aufforderung in die Verehrung des Kapuziner Märtyrers ein, sondern waren auch eine Leitidee des selbstbewussten gegenreformatorischen Staates habsburgischer Prägung.

Eine die Verehrungsmotivation der Fidelisklientel ins Blickfeld nehmende Analyse vermag einen elementaren Wesenszug des Barockkatholizismus freizulegen. Dieser war gerade in Kriegszeiten gefordert, dem Erdulden von Leiden und Qualen, aber auch dem Kampf für den Glauben ein attraktives Deutungsmuster vorzugeben und ausgehend von Kriegserfahrungen den konfessionellen Selbstbehauptungswillen und die Identität seiner Anhänger zu stärken.

Von Ferdinand II. bis zu Maria Theresia stellten die Habsburger neben vielen anderen Verehrungsgruppen ihrem Rang und Stellenwert nach die wichtigste säkulare Förderkraft im 1626 durch Informationsprozesse eingeleiteten, aber bald von Papst Urban VIII. blockierten Kanonisationsverfahren des Fidelis von Sigmaringen dar. Die den Habsburgern im Fürstenspiegel des „*Princeps in compendio*“ von 1632 als zentrales Tugendpaar nahegelegte *constantia et animi fortitudo* fand zusammen mit der Verpflichtung auf den katholischen Glauben in der Verehrung des Kapuziner Märtyrers einen adäquaten Ausdruck.

Mit der „bewährten Beständigkeit“ (*constantia*) ist eine für das Zeitalter in ihrer Bedeutung gar nicht zu überschätzende Leittugend benannt, die den Vertretern einer späthumanistischen Standeskultur durch das 1584 erstmals erschienene Werk „*de Constantia*“ aus der Feder des niederländischen Humanisten Justus Lipsius mit einer vorher unbekanntem Nachdrücklichkeit nahegelegt worden war. Epochemachenden Werken eignet es einerseits, den Nerv und die

Stimmungslage ihrer Zeit zu treffen, andererseits Rezeptionsphänomene in Gang zu setzen, die dem geistigen Vater nicht unbedingt vor Augen standen.

Ohne dass Lipsius in seinen Werken auf die Figur des Märtyrers explizit eingegangen wäre, führte die vor der Folie der Religionskriege zu deutende lipsianische Erneuerung der römischen Stoa mitten ins Zentrum des von konfessionellen Blutzügen idealtypisch vertretenen Tugend- und Wertekatalogs und brachte damit ein von dem Humanisten nicht direkt intendiertes Rezeptionsphänomen hervor: Die Beherrschung der Affekte, Gleichmut und Gemütsstärke, die unumstößliche Sicherheit der Seele, die stoisch-männliche Haltung, die sich nicht auf sich selbst zurückziehende, sondern heroisch nach außen tretende, in sich ruhende Festigkeit sowie die alles überdachende „constantia“ wurden als ein Tugendideal angesehen, das im Leiden und Sterben des konfessionellen Märtyrers seine höchste Erfüllung fand. Als Erklärung für die Dominanz des Märtyrermotivs wurde insbesondere von der germanistischen Barockforschung die Bedeutung neustoischen Gedankenguts erkannt und eindringlich beschrieben. Die späthumanistischen, eine mehr oder weniger kritische Auseinandersetzung mit dem Neustoizismus suchenden Märtyrerdramen der Jesuiten und die für ihre Gewissensfreiheit stoisch in den Tod gehenden Bühnenheldinnen und -helden eines Andreas Gryphius sprechen diesbezüglich eine deutliche Sprache. Sie vermögen zu belegen, dass der Späthumanismus neustoischer Prägung sich anschickte, die sich ihm unter der Bedingung der Glaubensspaltung neu stellende intellektuelle Herausforderung anzunehmen, Christentum und Antike in eine neuartige, in das Zeitalter der Glaubenskämpfe eingegangene Synthese zu überführen.

Vor dieser Folie bot auch das Leben und Sterben des 1622 beim offensiv vorgetragenen Versuch der Durchsetzung des habsburgischen „ius reformandi“ im reformierten Prättigau (einem Teil Graubündens) von rebellierenden Bauern erschlagenen Kapuzinermissionars Fidelis von Sigmaringen ein an Überzeugungskraft nur schwer zu übertreffendes, gerade auch die Vertreter einer späthumanistischen Standeskultur in seinen Bann ziehendes Paradigma: Der Eintritt des bürgerlichen Aufstiegers, des Freiburger Doktors beider Rechte und in Ensisheim praktizierenden Rechtsgelehrten in den wegen seiner asketischen Strenge bekannten franziskanischen Ordenszweig der Kapuziner und die damit verbundene Abkehr von weltlichen Versuchungen sowie das mit der Märtyrerpalme belohnte priesterliche Wirken in die Welt, legten es nahe, Fidelis zum Protagonisten einer auf die letzten Dinge schauenden Weltweisheit und zur Symbolfigur des Aufgehens humanistisch-christlicher Gelehrsamkeit in konfessionell-glaubenskämpferischen Anliegen zu erheben.

Der dem Märtyrer bei der Beschreitung des anspruchsvollsten Weges zur „imitatio Christi“ zugebilligte Triumph des Glaubens über den Unglauben und der damit unweigerlich verbundene Sieg des Geistes über den Körper ließ sich sinnreich auf das Konfessionelle Zeitalter übertragen. Diesem galt überkonfessionell die nicht zuletzt über Neustoizismus vermittelte Affektkontrolle als hoher Wert und musste die entscheidende Überhöhung erfahren, wenn sie das Leiden für den „wahren Glauben“ und die Ehre Gottes implizierte. Die Verwandtschaft des seine Affekte unter Kontrolle haltenden, unumstößlich prinzipientreuen stoischen Weltweisen mit dem allen sinnlichen Affekten, Entbehrungen und Qualen trotzen christlichen Asketen und Märtyrer steht für eine altehrwürdige Verbindungslinie. Das stoische Ideal der Gelassenheit zielte auf eine Haltung, die es dem Menschen ermöglichen sollte, sich in seinem Wesen auch in Krisenzeiten gleich zu bleiben.

Die auf Betreiben des Hauses Österreich von 1626 bis 1628 in den zuständigen Bischofsstädten Konstanz, Chur und Mailand abgehaltenen Informationsprozesse brachten ein Kanonisationsverfahren auf die Bahn, das wegen massiver Vorbehalte der Kurie allerdings

erst 1729 in der Selig- und 1746 in der Heiligsprechung münden sollte. Der politisch hochaufgeladene, gewaltsame Tod des Kapuzinermärtyrers Fidelis aktivierte in den 20er Jahren des 17. Jahrhunderts eine von Mailand bis an den Oberrhein reichende Klientel aus den gegenreformatorischen Zielstellungen des Hauses Habsburg verbundenen Parteigängern, die von Kapuzinern und Vertretern anderer Orden sowie von Beamten, Adligen und Militärs angeführt wurde. Die Fidelisklientel formierte sich entlang der im europäischen Mächtekonkurrenz eine eminent wichtige Bedeutung einnehmenden „Spanischen Straße“, welche über verschiedene Routen die Schweiz und den „Freistaat der drei Bünde“ durchlief, um dem Rhein entlang in die hart umkämpften Spanischen Niederlande zu führen.

Der im „Freistaat der drei Bünde“ erlittene Märtyrertod des Kapuzinerpaters Fidelis von Sigmaringen musste als konsequente Fortführung der von dem Mailänder Kardinalerzbischof Carlo Borromeo initiierten Stoßrichtung erscheinen, die darauf abzielte ein „Bollwerk“ gegen das Eindringen reformatorischen Gedankenguts nach Italien zu errichten und den calvinistischen Sperrriegel zwischen Oberitalien und dem süddeutschen Katholizismus aufzuweichen oder gar zu sprengen. Von daher ist eine weitgehende, sich durch den „Erfahrungsraum der Spanischen Straße“ ergebende Deckungsgleichheit der Klientelverbände des italienischen Kardinalerzbischofs und des deutschen Kapuzinermärtyrers zu konstatieren. Diese leitete sich von dem Bewusstsein ab, dass sich der Erfolg oder Misserfolg der Gegenreformation maßgeblich in den konfessionell hart umkämpften Gebieten der Eidgenossenschaft und Graubündens entscheiden würde.

Die personell-familiäre und intellektuelle Verflechtung des Netzwerks aus Fidelisverehrer fand im an der Grenze zu Graubünden begüterten, einer ambitionierten und exquisiten Renaissancekultur frönenden reichsgräflichen Geschlecht derer von Hohenems ihren sublimsten und sinnfälligsten Ausdruck. Die nach Mailand weisende Hohenemser Blutsverwandtschaft mit dem heiligen Carlo Borromeo und eine strenge Verpflichtung auf die Ziele von Katholischer Reform und Gegenreformation brachte für Kaspar von Hohenems und seinen Bruder, den Salzburger Erzbischof Markus Sitticus IV., nicht nur eine gezielte territoriale Beförderung des St. Carlo-Kultes mit sich. Sie legte vielmehr über den auf der Höhe der Zeit befindlichen adligen Tugendkanon, in dem die Märtyrertugenden „constantia“ und „fortitudo“ an zentraler Stelle figurierten, eine Verehrung des als Vertrauter und Berater der Hohenems aufgetretenen Kapuzinermärtyrers Fidelis von Sigmaringen nahe. Neben vielen anderen Vertretern einer späthumanistischen Standeskultur gaben die Grafen von Hohenems im Kanonisationsprozess des Fidelis von Sigmaringen ein Zeugnis der Bewunderung und Verehrung für den Kapuzinermärtyrer ab, in dem sie nicht nur den Glaubenseifer und den asketischen Geist, sondern auch die Disziplin, Unnachgiebigkeit und die unverrückbaren, mit dem Tod als Märtyrer überhöhten Anschauungen des Kapuzinermissionars priesen.

Zusammen mit den ihnen durch Konnubium verbundenen Geschlechtern wie den schwäbischen Hohenzollern und den Grafen von Sulz waren die Grafen von Hohenems Fidelisverehrer der ersten Stunde und verhalfen dem Kult des von rebellischen, den Aufstand gegen das Haus Habsburg probenden Bauern erschlagenen Kapuzinermissionars zu einem ersten Durchbruch. Der in der Verehrung des Fidelis von Sigmaringen zum Ausdruck gebrachten Treue zum Haus Habsburg und zum katholischen Bekenntnis fühlten sich diese „status minores“ in besonderer Weise verpflichtet. Sie bildeten einen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen Europas agierenden katholischen Schwertadel, der das eigene Wohl und Weh in besonderer Weise mit dem Haus Habsburg und der katholischen Sache zu verbinden bereit war und deshalb in der für habsburgische Interessen gestorbenen, entschlossen in die Offensive gegangenen Märtyrergestalt einen der ihren zu erblicken gewillt war.

Inmitten dieses facettenreichen Beziehungsgeflechts befanden sich ordensgeistliche, zumal kapuzinische Autoren, die in Fidelis gewidmeten Märtyrerviten und Lobpredigten literarische und rhetorische Strategien einer gezielten Beförderung des Kultes zum Einsatz brachten. Den kapuzinischen „Konstrukteuren“ des für die Nachwelt entworfenen Fidelisbildes war die Aufgabe vorgegeben, einen im Sinne von Gegenreformation und Katholischer Reform möglichst attraktiven Märtyrerheiligen zu propagieren. Dieser hatte als Blutzeuge einerseits an eine in der christlichen Antike wurzelnde und für das Selbstverständnis aller Konfessionen wichtige Traditionslinie anzuknüpfen, andererseits in Konkurrenz mit den ebenfalls aus zeitgenössischen Konfessionskonflikten erwachsenen protestantischen Märtyrern zu treten und die Überlegenheit des katholischen Bekenntnisses unter Beweis zu stellen. Das von der tridentinischen Reformbewegung neu akzentuierte Postulat einer ungebrochenen Traditionslinie zur frühchristlichen Kirche war dazu geeignet, den eigenen, exklusiven Wahrheitsanspruch zu untermauern sowie den Gläubigen Halt und Heilsgewissheit zu vermitteln. Mit der konfessionspolitischen Dimension des Borromeo-Kultes und der in den 1620er Jahren aufkommenden Verehrung des Fidelis von Sigmaringen erschöpfte sich das zwischen beiden Heiligen bestehende bedeutungsvolle Bezugsfeld keineswegs: In der Vita und Verehrungsgeschichte des Fidelis von Sigmaringen führen ausgesprochen viele personelle und geistige Verbindungsstränge in das als Zentrum der Katholischen Reform und Gegenreformation weit über die Alpen ausstrahlende Mailand, das neben dem vorarlbergischen Feldkirch, der Bischofsstadt Chur, Sigmaringen, Freiburg im Breisgau und Luzern als kulttopographisches Zentrum der Fidelisverehrung zu gelten hat.

Die Borromeibischöfe und das sie umgebende Umfeld aus Reformtheologen waren entschiedene Verfechter eines christlichen Humanismus, aus dessen Quellkraft die Weisheit der Kirchenväter neu verfügbar gemacht und in die Katholische Reform und Gegenreformation eingebracht werden konnte. Das Faszinosum des Borromeo-Kultes resultierte nicht zuletzt aus dem Umstand, dass er als neuer heiliger Bischof Ambrosius angesehen und gefeiert werden konnte und in seiner Gestalt das von der Katholischen Reform eingeforderte, der frühen Kirche als gelebte Realität zugewiesene Ideal eines Bischofs wiederaufleben ließ.

Die hohe Wertschätzung, der sich der heilige Carlo Borromeo gerade auch bei humanistisch gebildeten Zeitgenossen aus dem direkten oder weiteren Umfeld des Justus Lipsius, so etwa bei dem Lipsius-Schüler Erycius Puteanus oder dem Jesuiten Jakob Pontanus, erfreute, weist auf einen entscheidenden Punkt hin: Die heidnische, weil offenbarungslos gebliebene Morallehre der Stoa war über den von Justus Lipsius am wirkungsvollsten vorgetragenen Versuch einer Verchristlichung in der Lage, einen disziplinierenden Tugendkatalog zu aktivieren, der seinerseits eine harmonische Verbindung mit der anspruchsvollen „imitatio-Form“ der Heiligenverehrung ermöglichte und mit den Märtyrertugenden eines Fidelis von Sigmaringen konvenierte.

Die vom Oberrhein bis an den Lech und den Arlberg und vom Jungen Rhein bis an den Neckar reichende „vorderösterreichische Kulturlandschaft“, die in den neu gegründeten oder jesuitisch reformierten Universitäten Dillingen, Molsheim, Dôle und Freiburg im Breisgau florierende Bastionen eines katholischen Bildungswesens aufzuweisen hatte, bestimmte das intellektuelle Klima, in dem Fidelis von Sigmaringen geprägt wurde. Darüber hinaus brachte die „vorderösterreichische Kulturlandschaft“ die maßgeblichen, miteinander eng kooperierenden Aktivisten des Märtyrerkultes nicht nur hervor, sondern durch die vom Humanismus angeleitete Konstituierung einer sich verdichtenden „Öffentlichkeit“ miteinander in Kontakt.

Als ein typischer Repräsentant der „vorderösterreichischen Kulturlandschaft“ hat der mit Kaspar von Hohenems verschwägerte Graf Alwig X. von Sulz zu gelten. Der an der Schweizer Grenze begüterte Sulzer Graf nutzte die von den Hohenems ungenutzt gelassenen militärischen Ressourcen des „Landsknechtsländles“ Vorarlberg, um 1622 eine Kriegsarmada aufzustellen, welche die Bündner Rebellen in die Schranken weisen und der Gegenreformation in den von Erzherzog Leopold V. landesherrschaftlich beanspruchten Teilen Graubündens zum Sieg verhelfen sollte. Der im Krieg seinen Lebensunterhalt suchende, habsburgtreue Graf nimmt innerhalb der Fidelisverehrung eine Schlüsselstellung ein, war er es doch, der in Fidelis von Sigmaringen einen „Kriegsheiligen“ propagierte.

Für einen gleichfalls kreativen Umgang mit dem Märtyrerkult des Fidelis von Sigmaringen steht das hochadlige Geschlecht der Sigmaringer Hohenzollern. Der am bayerischen Hof das Amt eines Obristhofmeisters innehabende, durch den „bayerischen Späthumanismus“ intellektuell geprägte Johann I. von Hohenzollern-Sigmaringen erkannte in der auf das Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen zu beziehenden, territorialen Beförderung der Verehrung des Märtyrer-Landsmannes Fidelis die einmalige Chance, seinem Geschlecht nach dem Vorbild der Hohenemser St.-Carlo-Verehrung einen gegenreformatorischen Nimbus zu verleihen und den Kult des Kapuzinermärtyrers gezielt in die eigenen sozialdisziplinierenden und konfessionalisierenden Bestrebungen einzufügen. Wenn sich auch die Pläne Johanns I., ein Kapuzinerkloster in seiner Residenzstadt zu begründen, als undurchführbar erwiesen, so legte der Fürst doch den Grundstein für den später noch etwas genauer nachzuzeichnenden Aufstieg des Fidelis von Sigmaringen zum Landespatron der hohenzollernschen Stammlande.

Dass die vorderösterreichische Universität Freiburg im Breisgau für die erfolgreiche Ingang- und Durchsetzung des vor allem in der „vorderösterreichischen Kulturlandschaft“ verwurzelten Märtyrerkultes eine entscheidende Rolle spielte, lässt sich besonders deutlich am universitären Freiburger Freundeskreis des Fidelis von Sigmaringen festmachen. Dieser hegte große Affinitäten zum Kapuzinerorden, bildete ein bis an den Kaiserhof langendes Netzwerk von Fidelisverehrern aus und darf den Status einer „intellektuellen Keimzelle“ der Verehrung des Blutzeugen beanspruchen. Zum Umfeld dieses universitären Freundeskreises ist etwa der Freiburger Hieronymus Gundersheimer zu zählen, dessen Bildungs- und Werdegang eine im Eintritt in den Kapuzinerorden gipfelnde, erstaunliche Kongruenz zum Leben des Fidelis von Sigmaringen aufweist. In Gundersheimer fand der Märtyrer seinen ersten Biographen, der das Fidelisbild der Nachwelt entscheidend prägte und die Verehrung des Kapuzinermärtyrers auf ein sicheres theologisches Fundament stellte.

Es nimmt nicht Wunder, dass die Gestalt und Verehrung des Kapuzinermärtyrers gerade auch für Juristen eine hohe Attraktivität besaßen, da der gewaltsame Tod des Fidelis von Sigmaringen ein Einstehen für das als Bestandteil der göttlichen Ordnung verstandene sakrosankte Recht wachrief. Die himmlischen Lohn in Aussicht stellende „bewährte Beständigkeit“ war einem „Juristenheiligen“ angemessen, der in den Augen seiner Verehrer die Treue gegenüber einer Rechtsposition des frühmodernen Staates mit seinem Leben bezahlte. Die sich in den Heiligsprechungsprozess immer wieder fördernd einschaltende Juristische Fakultät der Universität Freiburg im Breisgau erhob Fidelis von Sigmaringen nach der 1729 erfolgten Seligsprechung zu ihrem zweiten Patron. Die Alma Mater des Kapuzinermärtyrers unterstrich damit ihren Anspruch, Rechtsgelehrte heranzubilden, die mit ihrem aus der Quellkraft des Humanismus gespeisten Wissen und methodischem Können, dem konfessionellen Staat vorbildlich dienen sollten.

Eine unzweifelhafte Führungsposition im Kreise der Verehrungszentren nahm die in Grenzstellung zum reformierten Prättigau stehende vorarlbergische Stadt Feldkirch ein. Die

dem Haus Habsburg unterstehende Stadt hatte mit dem Einsetzen der Gegenreformation zwar ihren aus der Reformationszeit herrührenden Ruf, ein florierender Vorort des Humanismus zu sein, verloren, es wäre aber verfehlt, in den seit Anbruch des 17. Jahrhunderts das städtische kulturelle Leben vereinnahmenden Reformorden der Jesuiten und Kapuziner reine Totengräber des humanistischen Geistes zu sehen.

Der dem dortigen Kapuzinerkloster vorstehende Fidelis von Sigmaringen hatte von Feldkirch aus seinen letzten Gang angetreten und seine Mitbrüder hatten es verstanden, sich die kostbarste aller Reliquien, das zum Ausgangspunkt zahlreicher Wunderheilungen gewordene Haupt des Märtyrers, zu sichern. In Feldkirch ansässige ratsfähige Geschlechter wie die Pappus von Tratzberg, die von Altmannshausen, die von Furtenbach, die Peller von Schoppershof, die von Grenzing und die Rainold von Babenwol - um nur einige zu nennen - waren es, die sich dem Kapuzinerorden und seinem Märtyrer von je her besonders verbunden fühlten. Dazu hatte unzweifelhaft beigetragen, dass einige dieser Familien bei der Niederschlagung des gegen das Haus Österreich gerichteten Prättigauer Aufstandes von 1622 in vorderster Front gestanden hatten.

Die zum konfessionellen Erfahrungsraum des Martyriums gehörigen Verehrungszentren der 1620er Jahre sollten auch die zukünftigen Bastionen der Fidelisverehrung. Für das Fortleben des Kultes in der beinahe ein Jahrhundert währenden, erzwungenen Beschränkung auf den privaten Bereich, gibt es letztlich nur eine überzeugende Erklärung: Die an den Märtyrer gebundene Gedächtniskultur amalgamierte sich mit der Erinnerung an selbst ausgestandenes Leid, wobei der Generation des Dreißigjährigen Krieges eine entscheidende Vermittlerrolle für Kriegserfahrungen zukommt.

Das Märtyrerschicksal wurde zum Vor- und Leitbild einer den Unbilden des Krieges widerstehenden, aber auch den gerechten Lohn für erlittene Qualen und Entbehrungen versprechenden Opfer- und Leidensfähigkeit zu nehmen. Diese den Kult über etwaige Krisen hinwegtragende Verehrungsmotivation, die eine Kombination aus Konfessions- und Familienbewusstsein mit der anspruchsvollen, vom Tridentinum eingeforderten „imitatio“-Form der Heiligenverehrung und dem christlichen Kerngedanken des Opfers darstellt, war bereits in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges angelegt und trägt starke Züge einer Selbstkonfessionalisierung.

Die Verehrung des Fidelis von Sigmaringen setzte in den Verehrungszentren einen Impuls frei, der in der Lage war, Kriegserfahrungen durch die Bereitstellung eines sinnstiftenden Deutungsmusters bewältigen zu helfen. An dieser Funktion musste insbesondere den um eine Legalisierung des Märtyrerkultes ringenden katholischen Obrigkeiten gelegen sein, denn sie waren natürlich gerade in Kriegs- und Notzeiten auf moralisch gestärkte, alle Belastungen „stoisch“ ertragende und sich mit dem Land und der Herrschaft identifizierende, loyale Untertanen angewiesen. Allein im Hinblick auf die Stabilisierung seiner Stellung erklärt es sich, dass der 1638 zur Herrschaft gekommene, wie sein Vater Johann I. lange Jahre in bayerischen Diensten gestandene Fürst Meinrad I. von Hohenzollern-Sigmaringen ein Engagement dafür entwickelte, Fidelis die kirchliche Anerkennung zu verschaffen und den Sigmaringer Kult zu perpetuieren. So war es für Fürst Meinrad I. ein Anliegen in eigener Sache, im Einklang mit dem Senat der Universität Freiburg, dem Magistrat und Klerus der Stadt Feldkirch und verschiedenen anderen geistlichen und weltlichen Würdenträgern abgestimmte Gesuch Kaiser Ferdinands III. vom 30. Mai 1645 um Eröffnung eines Seligsprechungsprozesses mitzutragen. Knapp drei Jahrzehnte später unterstützte Meinrad I., dessen persönlicher Erfahrungshorizont noch die Schlacht am Weißen Berg einschloss, die

von Kaiser Leopold I. und zahlreichen Würdenträgern 1674 bei Papst Klemens X. (1670–1676) vorgetragene Bitte um Seligsprechung mit einem eigenen Gesuch.

Die in Sigmaringen zu beobachtenden obrigkeitlichen Bemühungen um den örtlichen Kult müssen auch vor dem Hintergrund gesehen werden, dass die in ihrer Loyalität zwischen der heimischen Dynastie und dem Haus Österreich schwankenden Sigmaringer auf eine über die Figur des Fidelis vermittelte Treue zum Haus der Sigmaringer Zöllern eingeschworen werden sollten. Die Aufwertung, die „Gnade“ der Sigmaringer Geburt – der eigentliche Beweggrund der Verehrung des Märtyrers in der Donaustadt – stellte ein kaum lösbares Band zwischen allen Sigmaringern dar, selbstverständlich einschließlich der im Gemeinwesen ansässigen, das Tagesgeschehen bestimmenden Dynastie.

In den Augen der Habsburger handelte es sich bei Fidelis von Sigmaringen freilich nicht nur um einen für ihre gegenreformatorische Bestrebungen zu Tode gekommenen Märtyrer, sondern aufgrund des bis zum Ende des Alten Reiches nicht geklärten Rechtsstatus der Grafschaft Sigmaringen um einen Spross aus dem österreichischen Untertanenverband. Dieser neuralgische Punkt musste bei allem Engagement, das die Sigmaringer Zöllern im Windschatten der Habsburger für Fidelis entwickelten, ein spannungsgeladenes Moment mit sich bringen, das auch nicht von dem übergreifenden Bekenntnis zur katholischen Kirche zu überdecken war.

Indem ein Dynastie und Untertanen umspannender Kult entworfen wurde, sollten sich etwaige Grenzen zwischen „Elitenfrömmigkeit“ und eigentlicher „Volksfrömmigkeit“ zu einer auf einem gemeinsamen Fundament stehenden „Landesfrömmigkeit“ hin, zu einer „Pietas Zollerana“, verwischen. In dieser Ausrichtung lässt der Sigmaringer Fideliskult in territorialstaatlicher Miniaturform eine Parallele zu den Habsburgern, genauer gesagt zur „Pietas Austriaca“ erkennen, die bekanntermaßen, und wie auch gerade im Falle des Fidelis von Sigmaringen geschehen, Frömmigkeitsimpulse aus dem Volk und aus der Habsburger Dynastie zu einem harmonischen Ganzen verschmolz.

In der während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu verzeichnenden, mit der erneuerten Dominanz des Hauses Habsburg unter Kaiser Karl VI. korrelierenden „Renaissance“ des inhaltlich zwangsläufig auf den Dreißigjährigen Krieg verweisenden Fideliskultes schwang in der dem Fidelis besonders zugetanen „vorderösterreichischen Kulturlandschaft“ ein Gefühl des Triumphes über die in den konfessionellen Auseinandersetzungen erlittenen „Martyrien“ mit. Von da aus erfuhr der wieder aufgeblühte Kult eine auf die Traditionen des 17. Jahrhunderts zurückgreifende dahingehende Ausprägung, als der Märtyrer unter Fürst Joseph Friedrich von Hohenzollern-Sigmaringen nach der 1729 erfolgten Seligsprechung in aller Konsequenz zu einer auf das ganze Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen bezogenen Integrations- und Identitätskraft aufgebaut wurde. Die Wiege des Fidelis, sprechendes Symbol für den Stolz auf die lokale Provenienz des Märtyrers, wurde Bestandteil der Sigmaringer Taufpraxis, die aus dem Glauben an Wunder und Segnungen durch die Gnade des Heiligen schöpfte.

Auch das bereits im 17. Jahrhundert beobachtete Bestreben der Sigmaringer Zöllern, aus der Herkunft des Fidelis bei den führenden katholischen Dynastien Prestige zu beziehen, sollte Anfang des 18. Jahrhunderts neuen Auftrieb erhalten. Im Gleichlauf dazu demonstrierte Fürst Joseph Friedrich von Hohenzollern-Sigmaringen (1702–1769) neuerlich die Identifikation seines Hauses mit den Zielsetzungen der Gegenreformation, indem er in aller Schärfe gegen protestantische Regungen im eigenen Untertanenverband vorging.

Der Kult des Fidelis war für die Sigmaringer Zöllern ein wichtiges Medium, um ihre Zugehörigkeit zur „Kulturlandschaft Vorderösterreich“ herauszustellen, zugleich aber auch ihre Eigenständigkeit zu betonen. Das angestrebte symbiotische Verhältnis zwischen Habsburg und seinen Parteigängern war selbstverständlich nur intakt, solange die Existenzgrundlage letzterer nicht angetastet wurde. Genau das war aber die Gefahr, die von der zu Beginn des 18. Jahrhunderts Sigmaringen erfassenden österreichischen Revindikationspolitik ausging. Im schließlich geglückten Versuch des Fürsten Joseph Friedrich, den Kult des 1729 seliggesprochenen Märtyrers territorial zu interpretieren, ist von daher auch ein Befreiungsschlag gegen habsburgische Zudringlichkeiten zu sehen. Dieser Vorgang bestätigt sich darin, dass der Dynast auf die letztlich nicht stechende wittelsbachische Karte setzte und als Geheimer Rat und Militär Kurfürst Karl Albrecht von Bayern, dem nachherigen Kaiser Karl VII. (1742–1745), gegen Österreich diente.

Die Bedeutung des von den Sigmaringer Zöllern eingeschlagenen Sonderwegs erschöpft sich nicht in der territorialen Interpretation des Kultes durch die Dynastie, sondern bestätigt sich auch durch die kirchen- und frömmigkeitsgeschichtliche Besonderheit, dass der Weg der Heiligsprechung eines zeitgenössischen, vor dem Horizont der Gegenreformation stehenden Märtyrers nur im Falle des Fidelis zu einem erfolgreichen Abschluss gebracht werden konnte.

Die noch in der Renaissance blühenden Höfe der schwäbischen Hohenzöllern in Hechingen, Sigmaringen und Haigerloch hatten durch die im Südwesten des Alten Reiches gerade auf der kleinterritorialen Ebene voll durchschlagende Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges beträchtlich an Stellenwert verloren. Mit einer unnachgiebigen Energieleistung hatte die regierende Dynastie es verstanden, den völligen Bedeutungsverlust abzuwenden und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wieder an den alten Glanz anzuknüpfen. Als sinnigster Ausdruck dieses Vorgangs wurden Selig- und Heiligsprechung des Kapuzinermärtyrers in Sigmaringen wie in den anderen kulttopographischen Zentren mit spätbarocker Prachtentfaltung triumphal begangen. Nach der Aufnahme des Fidelis von Sigmaringen in den barocken Heiligenhimmel ließ sich auch endlich die lang ersehnte brüderliche Eintracht zwischen dem alten dynastischen Märtyrerheiligen Meinrad von Einsiedeln und dem neuen, dem Geist der „Vorderösterreichischen Kulturlandschaft“ verpflichteten Kapuzinermärtyrer herstellen.

## DISKUSSION

*Prof. Smolinsky:* Ich habe eine Frage an Herrn Ilg. Mir ging so durch den Kopf als ich hörte, welche eine gewaltige Lobby Fidelis von Sigmaringen hatte, gerade auch bei Adligen und dergleichen mehr: Wieso hat man denn hundert Jahre gebraucht, um den Mann selig zu sprechen? Was hatte die Kurie denn gegen diesen herrlichen Menschen, dessen Hauptverdienst darin bestand, dass er umgebracht wurde?

*Prof. Krimm:* Darf ich das noch ein wenig enger führen: Sie haben die Verehrung des Fidelis in die Zusammenhänge der habsburgischen Herrschaft im 17. Jahrhundert und die Anfangsjahre des 30jährigen Kriegs eingebettet – ist dieses Innehalten durch die Kurie, von dem Sie gesprochen haben, zugleich als ein Moment der europäischen Machtpolitik Pro und Contra Habsburg anzusehen? Oder geht es hier um ganz andere, mehr kirchenrechtliche Probleme?

Herr Ilg: Ja, Herr Dr. Krimm, Sie haben schon ein entscheidendes Stichwort geliefert. Natürlich spielt Machtpolitik in diesem Zusammenhang eine wesentliche Rolle. Ich habe auf den Stopp des Heiligsprechungsprozesses durch Papst Urban VIII. verwiesen. Dazu muß man sagen, dass dieser Papst eine sehr frankophile Politik im 30jährigen Krieg betrieben hat, weil er letztendlich Angst hatte, das Haus Österreich könnte in Oberitalien zu viel Raum gewinnen, da ja das Papsttum bzw. der Kirchenstaat zu diesem Zeitpunkt im italienischen Mächteverhältnis noch eine gewisse Potenz darstellte. Der Papst verfügte auch über eigene Truppen, betrieb im Prinzip ja auch Machtpolitik, und dem Haus Österreich kam diese Machtpolitik des Papstes in die Quere wie auch umgekehrt. Da muß man z.B. den mantuanischen Erbfolgekrieg erwähnen, wo der Papst auch zwischen den Kulissen eine teilweise vermittelnde Rolle spielte, auf der anderen Seite aber eine eher frankophile, also in Richtung Frankreich gehende Politik betrieb. Und ein wichtiges Ergebnis in meiner Studie ist, wie ich versucht habe zu zeigen, dass tatsächlich diese machtpolitischen Konstellationen den Fideliskult in dieser Frühphase des 30jährigen Krieges gestoppt haben, wobei Papst Urban VIII. auch recht geschickt vorgegangen ist. Er hat nämlich das Verfahren nicht grundsätzlich gestoppt, sondern er hat noch gewisse Hoffnungen geweckt, hat aber im Prinzip die Sache auf die lange Bahn geschoben. Die Machtpolitik spielt also eine ganz entscheidende Rolle, auch wenn man das jetzt nur auf den 30jährigen Krieg beziehen kann. Zum anderen aber kann man einen Kanonisationsprozess nicht nur auf reine Machtpolitik beschränken, noch läßt sich die machtpolitische Komponente völlig in den Vordergrund schieben. Die Kirche hat im 17. Jahrhundert schon ganz genau geprüft, wen sie heilig spricht, wobei ich dann aber die etwas provokative Aussage, Fidelis von Sigmaringen habe sich nur durch seinen Tod verdient gemacht, so nicht unterschreiben würde. Er ist schon, auch wenn ich das heute Abend nicht herausarbeiten konnte, eine sehr vielgestaltige Figur, ein Mensch, der übrigens auch Schriften hinterlassen hat. Und zum Thema Schriften ist nochmals an Ihre Bemerkung anzuknüpfen, nämlich dahingehend, dass die Kurie diese Schriften gerne nachgeprüft hätte. Das gehört ja auch zum Kanonisationsverfahren, sich die Schriften anzuschauen, ob sie rechtläubig sind, ob hier keine verfänglichen, das Papsttum in die Bredouille bringenden Aussagen gemacht werden, und das war tatsächlich ein Problem. Die gedruckten Schriften des Fidelis von Sigmaringen, zumindest diejenigen, die gegen die Calvinisten gerichtet waren, sind, das muß man wohl so sagen, konsequent vernichtet worden, und zwar vom Kapuzinerorden. Man hat sie bis heute nicht gefunden. Ich habe auch selber Anstrengungen unternommen, um diese Druckschriften zu finden. Man muß davon ausgehen, dass hier schon sehr hart mit dem konfessionellen Verwandten umgegangen wurde. Das war also sicherlich ein weiterer Beweggrund. Doch obwohl das Papsttum Wert darauf gelegt hat, dass zwischenzeitlich keine Kultformen für einen noch nicht heilig Gesprochenen gepflegt werden, kann man diese Phase doch dahingehend analysieren, dass die Kapuziner immer wieder Versuche unternommen haben, diesen Kult am Leben zu erhalten. Das fiel ihnen in den kulttopographischen Zentren, die ich benannt habe, natürlich recht leicht, weil es da eine Fidelis-Klientel gab. Aber es gibt natürlich auch Randbereiche des Kults, wobei die Kapuziner in Feldkirch dann soweit gegangen sind – ich habe das Beispiel erwähnt –, das Haupt des Fidelis segenspendend einzusetzen, was natürlich in Zeiten der Beschränkung des Kults auf den privaten Bereich nicht erlaubt war. Von daher haben die Kapuziner in vielen Dingen bei Fidelis von Sigmaringen zu vorschnell gehandelt, was wiederum Probleme bereitet hat. Es besteht also

ein sehr vielgestaltiges Argumentationsmuster, das auf der einen Seite durchaus von der Machtpolitik ausgeht, aber zugleich auch kultisch-rituelle Dinge in den Vordergrund stellt.

*Herr Kohlmann:* Ich habe eine Frage an Frau Schmitt. Mir ist die historische Bedeutung des seligen Bernhard im 19. Jahrhundert sehr deutlich geworden, aber ich frage mich immer noch, worauf die frühe Verehrung des Bernhard gründet, denn er hat ja hier weder auf religiösem Gebiet noch sonst irgendwie in der Weltpolitik eine große Rolle gespielt, noch war er in irgend einer Form geistlich aktiv. Er ist eines banalen Todes gestorben – an der Pest –, und mir ist nicht klar, worauf sich die Anfänge seiner Verehrung gründen. Vielleicht können Sie dazu etwas sagen.

*Dr. Schmitt:* Mit Ihrer Einschätzung befinden Sie sich im vollsten Einklang mit der römischen Kurie. Die kam nämlich genau zu dem selben Ergebnis, und deshalb ist die Heiligsprechung auch gescheitert. Man war sich einfach bewusst, dass es keinen Grund gab, Bernhard heilig zu sprechen, aber seine Seligsprechung hat man deswegen nicht zurückgenommen. Es war so, dass sich in Moncalieri – wie ich schon gesagt habe – ein lokaler Kult entwickelt hat, und man muss sich das so vorstellen, dass Bernhard tatsächlich nur zum Sterben nach Moncalieri kam. Er sah aber gut aus, und so hat man hat, zumal man ohnehin noch einen Stadtpatron gebraucht hat, dann kurzerhand diesen blonden Ritter zum Stadtpatron auserkoren. Das Haus Baden hat am Anfang sehr zurückhaltend auf diesen Kult in Moncalieri reagiert, hat dann aber, nachdem Moncalieri verschiedentlich Versuche gemacht hat, in Kontakt mit den Badenern zu treten – sie wollten wahrscheinlich auch die Finanzierung einer schönen Grabstätte in der Kirche erreichen –, sich auf diese Verehrung eingelassen, und man hat dann auch schnell erkannt, dass sich Bernhard gut als Hausheiliger eignete.

*Prof. Roellecke:* Meine Frage schließt unmittelbar an die von Herrn Kohlmann an: Warum ist der Erzbischof von Vicari darauf gekommen, dieses Fest für den heiligen Bernhard zu organisieren? War das *Chuzpe*, oder war es doch Freundlichkeit gegenüber dem Markgrafen? Man kann das auch kritisch verstehen.

*Prof. Krimm:* Sie hatten die drei Patrone Konrad, Maria und Bernhard für die Erzdiözese Freiburg genannt. Konrad und Maria sind klar begründet, aber für Bernhard musste man doch eine Begründung formulieren. Gibt es dafür Quellen?

*Dr. Schmitt:* Man muss sich das so vorstellen, dass bei der Gründung der Erzdiözese eine Art Inventur gemacht wurde. Man musste sich ja überlegen, wen man als Patron nehmen wollte, wer zur Verfügung steht, und bei Konrad und Maria lag das recht nahe. Bei Bernhard dem Seligen – und das lässt sich auch nachweisen – hat man gesagt, dass es nahe liege, dass man ihn zum Landespatron ernannte, und man hatte dann gleichzeitig Fidelis für Hohenzollern. Es gab also neben den zwei Diözesanpatronen noch zwei Landespatrone. Bei Erzbischof Vicari wird Bernhard interessanterweise als Heiliger bezeichnet, und es gibt auch einige Schriften, in denen es heißt „der heilige Bernhard“; man dachte also am Anfang, Bernhard sei schon heilig gesprochen. Es herrschte da eine relativ große Unkenntnis, und erst die Hausrubrizisten im Ordinariat mussten dann feststellen, dass er nur ein Seliger war. Aber das hat natürlich seiner Eignung als Landespatron keinen Abbruch getan.

Ich kann aber doch noch etwas zur Bewertung sagen. Es war eindeutig – das zeigt sich auch an dem Gebet, das Vicari für den Großherzog beten ließ –, dass er damit beabsichtigte, den

Großherzog in die Pflicht zu nehmen, aber auch die Untertanen dazu zu bringen. Dieser Bezug zum Staat und zu dem protestantischen Großherzog ist eindeutig. Vicari hat auch einen Hirtenbrief, der direkt auf die 48er Revolution folgt, auf das Fest des seligen Bernhard datiert, und auch hinter diesem Vorgang sehe ich diese Absicht bei Vicari.

Prof. Krimm: Was beide Referate verbunden hat, war doch wohl das Moment des Wandels der Verehrung, also die Rezeptionsgeschichte, die teils lokal, teils ideell, von einem Ort zum anderen wandert. Gerade beim heiligen Fidelis ist die Wandlung vom österreichischen gegenreformatorischen Heiligen in der Auseinandersetzung um Graubünden zum Landespatron von Sigmaringen erstaunlich. Und ebenso ist es beim seligen Bernhard, der als Schutzpatron einer Minderheit gilt, jedenfalls nicht der staatstragenden Dynastie; erst kurz vor Torschluss wird sie in dem Seligsprechungsprozess noch angerufen und trägt ihn dann mit, um hier etwas zu manifestieren an Tradition, das gefährdet schien. Übrigens hat ja auch die Bernhard-Verehrung vom 19. zum 20. Jahrhundert einen Wandel erfahren, auf den sicherlich eigens einzugehen ist. Nun zu diesem Moment des Wandels: Wie ist es denn eigentlich mit dem Fidelis-Kult des Hauses Habsburg und der Kult-Topographie, die Sie so eindrucksvoll an der spanischen Straße entlang gezeichnet haben? Tritt die gegenüber der Sigmaringer Bedeutung allmählich zurück oder läuft das nebeneinander her, oder hat eben beides seine Berechtigung erhalten, oder bleibt schließlich nur der Fidelis-Kult in Sigmaringen übrig?

Herr Ilg: Man muss tatsächlich sagen, dass die Aufklärung dem Fidelis-Kult schwer zugesetzt hat, und wer an Joseph II. von Österreich dachte, der konnte von seiner eigenen Weltanschauung mit Fidelis relativ wenig anfangen. Deswegen setzt im 18. Jahrhundert so eine Art Bruch im Hause Österreich ein, was Fidelis von Sigmaringen angeht. Fidelis von Sigmaringen ist Bestandteil der Pietas Austriaca, also dieser spezifisch katholisch-österreichischen Frömmigkeitsform, die Impulse aus dem Volk und aus der Habsburger Dynastie zu einem organischen Ganzen verbindet, d. h., Fidelis von Sigmaringen ist im 17. Jahrhundert Bestandteil dieser Frömmigkeitsform. Das Haus Habsburg hat auch weiterhin mit dem Kapuzinerorden – man denkt auch an den Roman „Die Kapuzinergruft“ von Joseph Roth – Verbindung. Darin besteht ja so ein verbindendes Glied Kapuzinerorden, Haus Habsburg, Österreich. Die Kapuziner stehen dann auch im 19. und 20. Jahrhundert fast identisch für das Haus Habsburg in vielen Belangen und unterstützen darin auch weiterhin die Pietas Austriaca, die ja auch im 20. Jahrhundert noch ein Phänomen ist. Aber Fidelis von Sigmaringen selbst wird dann, zumindest wenn ganz konkret nach der Dynastie gefragt wird, weitgehend ausgeklammert. Das heißt jetzt nicht, dass Fidelis von Sigmaringen für österreichische Gebiete, die dann auch österreichisch blieben, keine Bedeutung mehr gespielt hätte, ganz im Gegenteil. In Vorarlberg ist Fidelis nach wie vor fest verwurzelt, während er in Freiburg im Laufe des 19. Jahrhunderts, zumal Freiburg sowieso immer recht elitär war, zugrunde gegangen. Er wurde dort weitgehend vergessen und ausgeklammert. Sigmaringen spielt, wie gesagt, eine Sonderrolle. 1826 wird Fidelis von Sigmaringen dann auch wirklich offiziell zum Landespatron erhoben. Die hohenzollerische Verehrung ist innerhalb dieses Gesamtkomplexes eigentlich so das konstanteste Phänomen. Das war, glaube ich, auch ein wichtiger Ansatzpunkt meines heutigen Vortrags, eben gezeigt zu haben, dass zur Zeit des 30jährigen Krieges und zum Höhepunkt der Gegenreformation dieser Kult tatsächlich einen gewissen Erfahrungsraum hatte, der unterlegt war durch dieses Spannungsfeld, das über Graubünden lag – damals waren noch

Teile von Graubünden österreichisch –, das also von diesem Spannungsfeld befruchtet wurde bzw. von ihm Spannungsfeld ausging. Das darf ich vielleicht noch anfügen, was die Fidelis-Verehrung im Kapuzinerorden heute anbelangt. Sie ist sehr stark auf die Schweiz bzw. auf Vorarlberg begrenzt, wengleich die vorderösterreichischen Kapuzinerklöster säkularisiert wurden und heute weitgehend vergessen sind. Fidelis von Sigmaringen hat für den Kapuzinerorden die Bedeutung eines Provinzheiligen, und zwar in erster Linie der Schweizer Kapuzinerprovinz, wobei diese die Mutterprovinz der untergegangenen vorderösterreichischen Kapuzinerprovinz gewesen ist, deren Niederlassung ich vorhin auf der Karte gezeigt habe.

*Prof. Schwarzmaier:* Es ist vielleicht nicht ganz unnützlich, sich zu überlegen, was eigentlich ein protestantisches Fürstenhaus im 19. Jahrhundert für Möglichkeiten hatte, sich Identifikationsfiguren zu schaffen, insbesondere solche, die im kirchlich-religiösen Bereich als charismatische Figuren gelten können. Das großherzoglich-badische Haus hat hier verschiedene Anläufe genommen, und es gibt eine ganze Reihe von Beispielen, die man in diesem Zusammenhang noch erwähnen sollte. Seltsam genug ist eine Sache, die ich in einem Bild in der Kunsthalle in Karlsruhe gesehen habe, die Markgräfin Anna, eine der Damen des markgräflichen Hauses, die hier als heilige Elisabeth fungiert, die als unverheiratete Tochter des markgräflichen Hauses den Armen gibt, sie speist, im Grunde genommen eine Wiederholung des Bildes, das auch im protestantischen Hessen im 19. Jahrhundert mit dem Kult der heiligen Elisabeth einbezogen wurde in seine Identifikationsbilder. Und wenn man vom Markgraf von Baden handelt, dann denkt man auch an den Markgrafen Hermann von Baden, also an die Hereinnahme dieses sehr frühen – man kann sogar sagen des Stammvaters der Markgrafen von Baden – Fürsten in den protestantischen Heiligenhimmel. Dabei kommen wir zu der Frage, die Sie angeschnitten haben: Wie eigentlich eine solche ritterliche Heiligenfigur wirkt in der Ikonographie und in der politischen Welt des 19. Jahrhunderts? Sie haben ja darauf hingewiesen – und es ist zweifellos so –, dass Bernhard wie ein heiliger Georg dargestellt wurde, und so wird auch Markgraf Hermann von Baden dargestellt in den Tafeln, die man im 19. Jahrhundert vom badischen Hause in Auftrag gegeben hat. Dieses Bild des Ritterheiligen wird als allgemein christlich verstanden und läßt den konfessionellen Gegensatz außer Acht, weil die zum Hause gehörige charismatische Figur wichtiger ist als die konfessionell bestimmten Kultformen. Die Personen aus dem Mittelalter eignen sich natürlich in besonderem Maße für eine solche Identifikation, weil es hier den konfessionellen Gegensatz noch nicht gibt.

*Dr. Schmitt:* Ich kann Ihnen da nur Recht geben, ich musste mich natürlich auch beschränken. Herrmann I. war ein wichtiger Heiliger, der auch genau in diesen Zusammenhang gestellt wird, und es wird auch immer wieder betont, dass Bernhard sowohl auf Hermann I. als auch auf Hermann IV. von Baden, den Kreuzfahrer, zurückgeht, und auch in der Ikonographie gibt es Parallelen. Da habe ich also nichts hinzuzufügen.

[1] Vgl. die ausführliche Darstellung des Themas: Christine Schmitt, Der selige Bernhard von Baden in Text und Kontext 1858-1958, [Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde. 46], Leinfelden-Echterdingen 2002.

[2] WOLFGANG HUG, Geschichte Badens, Stuttgart 1992, 206.

[3] Ebd. 207.

[4] Vgl. zu dieser Frage z.B. HELMUT ENGLER, Badische Identität, in: Badische Heimat 79/4 (1999) 714-720.

[5] RUDI KELLER in der Vorbemerkung zu ADA VON FRISCHING, Großherzogin Hilda und das badische Land, in: Badische Heimat 32/1 (1952) 1-6, hier 1.

[6] Dazu HERIBERT SMOLINSKY, Freiheit für die katholische Kirche? Ein Streit in der Mitte des 19. Jahrhunderts, in: HANS AMMERICH/ JOHANNES GUT (HRSG.), Zwischen „Staatsanstalt“ und Selbstbestimmung. Kirche und Staat in Südwestdeutschland vom Ausgang des Alten Reiches bis 1870, Stuttgart 2000, 123-140.

[7] Maßgeblich für seine Biographie ODILO RINGHOLZ, Der selige Markgraf Bernhard von Baden in seinem Leben und seiner Verehrung, Freiburg 1892 und ANNA MARIA RENNER, Markgraf Bernhard II. von Baden. Quellen zu seiner Lebensgeschichte, Karlsruhe 1958.

[8] KONRAD KRIMM, Baden und Habsburg um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Fürstlicher Dienst und Reichsgewalt im späten Mittelalter, Stuttgart 1976, 69.

[9] Als Kontext der Aussage ist zu berücksichtigen, daß Pius sie gegenüber der Obödienzgesandtschaft des Erzbischofs von Trier und des Koadjutors des Bischofs von Metz, das sind Bernhards Brüder Johannes und Georg, machte. RENNER, Markgraf Bernhard II. von Baden. Quellen zu seiner Lebensgeschichte, Regesten Nr. 326, 179.

[10] Dies ist erkennbar anhand eines 1480 von Albrecht von Bonstetten verfaßten Gebetes, der Text z.B. bei RINGHOLZ, Der selige Markgraf Bernhard von Baden 69 f.

[11] KONRAD KRIMM, Die Markgrafen von Baden und ihr Hauskloster im 15. und 16. Jahrhundert, in: 750 Jahre Zisterzienserinnen-Abtei Lichtenthal. Faszination eines Klosters, (Ausstellung des Badischen Landesmuseums, 25.2.-21.5.1995, Schloß Karlsruhe), hrsg. von HARALD SIEBENMORGEN, Sigmaringen 1995, 71-83, hier 81.

[12] Nach Müller wurde die Bernhardsverehrung am badischen Hof seit Markgraf Wilhelm (1593-1677) betont gepflegt; dessen Sohn Ferdinand, der Vater des Türkenlouis, reiste nach Moncalieri und brachte Reliquien mit, WOLFGANG MÜLLER, Der Seligsprechungsprozeß

Bernhards von Baden, in: Freiburger Diözesan-Archiv 75 (1955) 5-111, hier 12 mit Anm. 30 und 31.

[13] HANS-OTTO MÜHLEISEN, Die Stifterikonographie des Klosters St. Peter, in: DERS. (HRSG.), St. Peter im Schwarzwald. Kulturgeschichtliche und historische Beiträge anlässlich der 250-Jahrfeier der Einweihung der Klosterkirche, München/Zürich 1977, 94-112, hier 106.

[14] Vgl. den in BERNHARD DER HEILIGE. Markgraf von Baden, Baden 1858, 137-138 abgedruckten Gemeinderatsbeschluss der Stadt Baden.

[15] Freiburger katholisches Kirchenblatt Nr. 33 vom 11.8.1858, 263 f.

[16] Anzeigeblatt für die Erzdiözese Freiburg. Beilage zum Freiburger katholischen Kirchenblatt 2. Jg. Nr. 10 vom 23.6.1858, 37 f.

[17] Bernhard der Heilige, 28.

[18] ebd. 29.

[19] Ringholz, Der selige Markgraf, 106.

[20] Zitat aus der Ansprache von Regierungsrat F. Schmidt in: Karlsruher Zeitung (Mittagsblatt) vom 30. Juni 1896.

[21] Badischer Beobachter, Karlsruhe, 15.12.1895.

[22] ODILO RINGHOLZ, Großherzog Friedrich I. und der selige Markgraf Bernhard von Baden, in: St. Lioba-Blatt. Sonntagsblatt der Erzdiözese Freiburg Nr. 30 vom 26.7.1908, 254; ANNA MARIA RENNER, Markgraf Bernhard II. von Baden. Eine ikonographische Studie über seine Gestalt in Werken der bildenden Kunst, zugleich ein Beitrag zu Hagiographie und Landesgeschichte, Karlsruhe 1953, 73 Anm. 88.

[23] Ebd., wo es heißt, der Großherzog habe „eine mehr als nur private, persönlich gehegte Anteilnahme für den Vorfahren bekundet“, die sich in Stiftungen öffentlich kundgegeben habe, 73.

[24] Ebd. 73 mit Anm. 89.

[25] PIA SCHINDELE, Die Abtei Lichtenthal. Ihr Verhältnis zum Cistercienserorden, zu Päpsten und Bischöfen und zum badischen Landesherrn im Laufe der Jahrhunderte, in: FDA 105 (1985), 67-248, hier 214.

[26] HANSMARTIN SCHWARZMAIER, Großherzog Friedrich I. am Bodensee. Eine Glückwunsch-Adresse des Bodensee-Geschichtsvereins aus dem Jahr 1902, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 116 (1998), 129-136, hier 132.

[27] W. MARTENS, Grossherzog Friedrich von Baden. Eine Festgabe zur Erinnerung an das fünfzigjährige Regierungsjubiläum, Karlsruhe 1902.

[28] Leopold III. von Österreich (1075-1136) baute den politischen Einfluß Österreichs aus und legte Grundlagen für die Landesherrschaft. Er förderte die Anliegen der Kirchenreform und stiftete und gründete verschiedene Klöster, u. a. Klosterneuburg.

[29] FRANZ ORTNER, Heiligenverehrung zwischen Romantik und Moderne in Wien, Wien 1972, 92-94.

[30] Ebd. 146 f., ORTNER untersuchte hier vor allem Predigten zwischen 1853 und 1886.

[31] ALBERT RIESCH, Fest-Predigt zur Jubelfeier des vierten Säculums der Heiligsprechung Leopold [...], Wien 1886, 6.

[32] Ebd. 23.

[33] FLORIDUS RÖHRIG, Leopold III. der Heilige. Markgraf von Österreich, Wien/München 1985, 141.

[34] Ebd. 145 mit Anm. 2.